

Silke Winst über:

JOHANNES KELLER / MICHAEL MECKLENBURG / MATTHIAS MEYER (Hrsg.): Das Abenteuer der Genealogie: Vater-Sohn-Beziehungen im Mittelalter. Göttingen: V&R unipress 2006 (Aventiuren; Bd. 2), 262 S. 34,90 €

Der Bindung zwischen Vater und Sohn kommt im Mittelalter eine besondere Rolle zu, da sie in hohem Maße die Prinzipien der mittelalterlichen Sozialorganisation repräsentiert, die als homosozial, agnatisch und patrilinear zu kennzeichnen sind. Der zweisprachige Sammelband widmet sich vor allem Vater-Sohn-Beziehungen in der mittelalterlichen Literatur. Er dokumentiert den Forschungsstand zur Vater-Sohn-Thematik und versammelt verschiedene Aufsätze zu einer Vielzahl deutschsprachiger literarischer Texte, wobei der historische Zeitraum vom *Hildebrandslied* bis zur *Melusine* abgedeckt wird. Ein einzelner geschichtswissenschaftlicher Beitrag ergänzt die vorwiegend literaturwissenschaftliche Ausrichtung des Bandes.

Der Band beginnt mit einem Aufsatz, der die Forschungssituation zur Vater-Sohn-Thematik in der Mediävistik beschreibt. **Michael Mecklenburg** erörtert in „**Väter und Söhne im Mittelalter: Perspektiven eines Problemfeldes**“ grundlegende Themen und Studien, die für das Arbeitsfeld relevant sind. In Hinsicht auf die Vater-Sohn-Bindung bespricht er etwa die Bedeutung von Gattungszugehörigkeit und zeitlicher Einordnung deutschsprachiger Texte: So beziehe sich um 1200 das Interesse des Artusromans mehr auf das „Abstraktum im Sinne genealogischen Denkens“ (S. 16), und auch die Heldenepen französischer Stoffprovenienz zeigten „einige Zurückhaltung“ (S. 16) gegenüber dem Thema. Im 13. und 14. Jahrhundert aber verzeichnet Mecklenburg sowohl in der Heldenepik – etwa in der Dietrichepik und speziell in der Ortnit-Wolfdietrich-Tradition – als auch im höfischen Roman „die ausführliche Thematisierung dieser Personenbeziehung“ (S. 17). Die knappen Befunde zur Darstellung von Vater-Sohn-Beziehungen in der deutschsprachigen mittelalterlichen Literatur werden begleitet von einem nützlichen Referat verschiedener Einzeluntersuchungen zu literarischen Texten.

Der Aufsatz führt auch grundsätzlich in die mediävistische Genealogieforschung ein. So wird zunächst das historische Bedeutungsfeld der ‚Genealogie‘ umrissen: Es geht um das „Zusammentragen‘ von Verwandtschaftsbezügen oder Abstammungsdaten“ (S. 20). Ein derart umfassender Anspruch an ein Beschreibungssystem verwandtschaftlicher Beziehungen erfordert historisch spezifische „Ausschlussentscheidungen“ (S. 20): So bedarf es bestimmter Organisationsprinzipien und verwandtschaftskonstituierender Regeln, durch die kulturelle Systeme von Genealogie und Verwandtschaft erst hervorgebracht werden. Zu diesen gehört etwa „ein selektierendes Prinzip der Vererbung“ (S. 20), das – zusammen mit anderen Selektionsvorgängen – historisch, sozial

und regional differente Ausprägungen des Verständnisses von Genealogie hervorbringt. Über derartige Konstruktionsprinzipien werden nicht nur Vorstellungen von Abstammung und Verwandtschaft sichtbar, sondern auch die Frage nach dem „Ursprung menschlicher Existenz“ (S. 21). Das historische wie wissenschaftliche Bedeutungsspektrum von Genealogie, das Mecklenburg darlegt, führt schließlich aus dem engeren semantischen Bereich der Verwandtschaft und Dynastie heraus, da das „Prinzip genealogischer Systembildung nicht auf biologische Verwandtschaft beschränkt ist, sondern auch andere Objektbereiche bestimmt“ (S. 23). Somit ist das Forschungsfeld der ‚Genealogie als Denkform‘ (S. 24) benannt, dem auch die grundlegende Studie Ursprung und Kontinuität. Studien zum genealogischen Wissen im Mittelalter von Beate Kellner verpflichtet ist. Kellner untersucht Genealogie als „universales, interdiskursiv verwendetes Ordnungsmuster“ (S. 24), dessen Ordnungsprinzipien für die Beschreibung und Konstituierung verschiedenster sozialer Zusammenhänge geltend gemacht werden.

Michael Mecklenburg ist zudem an einem Beschreibungsinstrumentarium familiärer Beziehungen interessiert. Zu diesem Zweck stellt er eine vierfache Differenzierung des Begriffs der ‚Familie‘ vor, die Thomas SCHULER vorgelegt hat. Schuler identifiziert zunächst die ‚Zeugungsfamilie‘, „eine durch das biologische Kriterium direkter Blutsverwandtschaft gekennzeichnete Gruppe“ (S. 25); weiter unterscheidet er zwischen der ‚Abstammungsfamilie‘, zu der „diejenigen männlichen und weiblichen Vorfahren [...], die für eine Person als Ahnen von rechtlicher und sozialer Bedeutung sind“ (S. 26), gehören, und der ‚Verwandtschaftsfamilie‘, die Personen beinhaltet, „die aufgrund ihrer agnatischen oder cognatischen Verbindungen das Schicksal eines Menschen beeinflussen können“ (S. 26). Schließlich nennt er die ‚Haushaltsfamilie‘, in der die in einem gemeinsamen Haushalt lebenden Personen, die durch Heirat oder Blutsverwandtschaft miteinander verbunden sind, zusammengefasst sind. Mecklenburg weist auf den Unterschied zur *familia* hin, einem „Verband (Hausgenossenschaft) der Angehörigen einer Grundherrschaft“ (S. 26, nach SCHIMMELPFENNIG), die gemeinsamem Recht unterstehen. Insgesamt zeige diese unterschiedliche Gewichtung sowohl einzelner Personen als auch horizontaler und vertikaler Linien die grundsätzliche Wandelbarkeit verwandtschaftlicher und familiärer Konstruktionen.

Weitere Forschungsansätze und Themenbereiche, die Mecklenburg umreißt, sind etwa das „dynamische[.] Wechselverhältnis“ zwischen „sachlich-funktionale[n] Anforderungen“ (S. 32) und emotionaler Qualität verwandtschaftlicher Bindungen sowie differierende Ansätze zur Geschichte der Kindheit. Am Schluss dieser Einführung in die Genealogieforschung und in die Verwandtschaftsdarstellungen in mittelalterlicher Literatur unterstreicht Michael Mecklenburg, dass Vätern und Söhnen zum einen als „Garanten einer kontinuierlichen Genealogie“ (S. 38) immense Bedeutung zukommt, dass sie zum anderen mit komplexen Beziehungssystemen, Hierarchisierungstendenzen und divergierenden Anforderungen verknüpft sind. Diese Probleme werden in

unterschiedlichsten literarischen Entwürfen verhandelt, die stets auch das „Konfliktpotenzial“ (S. 18) der Vater-Sohn-Bindung thematisieren.

Auf den einleitenden Beitrag folgt die einzige geschichtswissenschaftliche Studie des Sammelbandes. **Steven Bednarski** untersucht in „**The Quest for the Historical Father. Protective Fathers in Practical Records**“ Gerichtsakten der provenzalischen Stadt Manosque aus dem 14. und 15. Jahrhundert, die Aufschluss über mittelalterliche Vorstellungen von Vaterschaft und die Überwachung von Verhaltensnormen geben.

In seiner Analyse einzelner Gerichtsakten kann Bednarski zeigen, wie diese – trotz aller Unterschiedlichkeit – mit „paternal responsibility“ (S. 46) in der sozialen Schicht der „humble middle class“ (S. 58) befasst sind. Die umfassende väterliche Schutzfunktion bezieht sich sowohl auf den Schutz der Kinder vor Schaden als auch auf die Bestrafung derer, die Schaden verursachen wollen (dabei können Väter selbst in Konflikt mit dem Gesetz geraten). Väterlicher Schutz beinhaltet die Sorge um das körperliche und spirituelle Wohlergehen der Kinder genauso wie deren Ausbildung und die Vermittlung sozio-ökonomischer Sicherheit. Letzteres ist aus gerichtlichen Aufzeichnungen zu erschließen, in denen es um Stiefväter und –söhne sowie um das Verhältnis zwischen Handwerksmeister und Lehrling geht: Das verwendete Vokabular ist dem biologischen Vater-Sohn-Verhältnis analog. Väterliches Schutzverhalten kann sich unterschiedlich – auch in normwidrigem Handeln – äußern; die Abwesenheit einer solchen Verantwortung wird in den Akten als nicht-väterliches Verhalten kritisiert. Steven Bednarski benennt unterschiedliche Faktoren, die solches Verhalten beeinflussen („economic, cultural, legal, *and* ethical factors“, S. 44) und die mit dem kulturellen Code der Familienehre verknüpft sind. Die Untersuchung wird mit einer kurzen Darlegung väterlicher Macht vervollständigt, die sich in der Kontrolle des Vermögens und des Sozialverhaltens der Kinder manifestiert.

Bednarski weist auch auf die textsortenabhängigen Limitationen der Gerichtsakten hin: Aus ihnen werde etwa keine emotionale Verbundenheit zwischen Vätern und Kindern ersichtlich. Gleichwohl seien die Texte von Nutzen „[to] recreate the social space filled by fathers“ (S. 59).

Die verbleibenden Aufsätze stammen ausnahmslos aus der literaturwissenschaftlichen, genauer: der germanistischen Mediävistik. Unterschiedliche literarische Entwürfe in mittelalterlichen Texten werden aus verschiedenen Forschungsperspektiven untersucht und bieten sowohl ein komplexes Bild der Vater-Sohn-Beziehungen in der deutschsprachigen mittelalterlichen Literatur als auch der methodischen Zugänge zu dieser Thematik.

Da die Anordnung der Beiträge chronologisch orientiert ist, beginnt der literaturwissenschaftliche Block mit **Matthias Meyers** Studie „**Auf der Suche nach Vätern und Söhnen im ‚Hildebrandslied‘**“. In seinem Durchgang durch den Text kann er zeigen, wie heldenepisches Sprechen über Verwandt-

schaft und Identität im Kontext kriegerischer Handlungslogik und Ehrvorstellungen funktioniert. Dabei reflektiert er immer auch sprachhistorische Probleme sowie literarische Erzählstrategien des *Hildebrandsliedes*, um den verbergenden und offenbarenden Äußerungen der Protagonisten auf die Spur zu kommen.

In der traditionellen Forschung wurde die Existenz einer urindoeuropäischen Vater-Sohn-Geschichte postuliert, die sich im literarischen Motiv des Vater-Sohn-Kampfes manifestiere. Meyer grenzt die – vorliegende und erschließbare – Handlungsstruktur des fragmentarischen *Hildebrandsliedes* von der in der Forschung rekonstruierten „Urfabel“ (S. 78) ab, da er die bestehenden Unterschiede nicht als Bearbeitung eines ‚Originalmotivs‘ sieht, sondern eine eigenständige Geschichte erkennt.

Hinsichtlich der im Text entworfenen Vater-Sohn-Beziehung kommt Matthias Meyer zu differenzierten Ergebnissen: Er stellt die Bedeutung der Abwesenheit und der Verbannung des Vaters heraus, die dazu führen, dass Hildebrand von seinem Sohn – unerkannt – „zum perfekten Kämpfer“ (S. 80) stilisiert wird. Dieser nicht reale Vater wird von Hadubrand durch ein „Vaterkonstrukt“ (S. 81) ersetzt, das nach quasi literarischem Modell auch mit der Vorstellung des Heldentodes ausgestattet ist. Diese Imagination prägt das Vaterbild so sehr, „dass Hadubrand seinen Vater nur im Tode akzeptieren kann“ (S. 81). Hadubrand selbst folgt dem ‚ideellen Erbe‘ seines Vaters: Wie sein Vater ist er dem „Konzept der heroischen Männlichkeit“ (S. 83) verpflichtet, wodurch der Konflikt zwischen den beiden ausgelöst wird. Heroische Männlichkeit muss im Kampf bewiesen werden, so dass die tödliche Konfrontation der beiden Kämpfer die notwendige Konsequenz dieses Männlichkeitsmodells ist. Dabei geht es dem Text nicht um die „inhärente Tragik“ (S. 85) dieses Verhaltensmusters, sondern um die soziale Logik eines solchen identitären Konzepts, das in der Vater-Sohn-Beziehung – anstelle materiellen Gutes – ‚vererbt‘ wird.

Nicola Zotz widmet sich in ihrem Aufsatz „**Vaterverlust oder Vatergewinn? Rual zwischen Riwalin und Marke**“ Gottfrieds *Tristan*. Gleich drei Vaterfiguren werden Tristan zur Seite gestellt: sein biologischer Vater Riwalin, sein Ziehvater Rual und König Marke. Alle drei fungieren als väterliche Funktionsträger: Nicola Zotz arbeitet heraus, dass etwa Riwalin keinerlei persönliches Verhältnis zu Tristan hat, Tristan seinen Vater jedoch auf verschiedenen Ebenen beerbt. Das Erbe beinhaltet zunächst seine adelige Abstammung, dann sein Erbland Parmenien, das mit Konflikten behaftet ist, und schließlich seine Identität als Liebender. Auch Marke wird mehrmals im Text als Tristans Vater bezeichnet, obgleich er im Verwandtschaftssystem die Position des Mutterbruders besetzt. Zotz kommt zu dem Ergebnis, dass Marke hinsichtlich seiner Verantwortung für, aber auch seiner Nähe zu Tristan als dessen Ersatzvater zu sehen ist. Zudem betrachtet Marke Tristan als seinen Thronfolger und Nachkommen. Rual ist vor allem für Tristans Erziehung zuständig; zum gegebenen Zeitpunkt macht er Tristan mit seiner Geschichte vertraut und klärt

ihn über seinen biologischen Vater – und damit über sich selbst und Marke – auf.

Nicola Zotz betont, dass die drei Vaterfiguren aber nicht die enge Bindung zwischen Tristan und (s)einem Vater illustrieren, sondern dass stattdessen gerade eine Ortlosigkeit des Titelhelden konstruiert werde. Mit Ruals Aufklärung der verwandtschaftlichen Umstände tritt er selbst aus der Vaterposition zurück, Rivalin aber ist schon lange tot, und Markes Position ist nun die des *Aheims*. Damit ‚verliert‘ Tristan all seine Väter; seine Trauer darüber äußert er in einer Klagerede. Diese Verlustsituation aber führt ins „Erwachsensein“ (S. 102), denn Tristans Schwertleite schließt sich an diese Erzählsequenz an. Der Text inszeniere somit die Abtrennung von allen Vaterinstanzen als notwendige Voraussetzung für den Helden, um erwachsen zu werden.

In seinem Aufsatz „**Kill the Father and Adopt the Son. On constructing a flawless hero in Rudolf’s ‚Willehalm von Orlens‘**“ analysiert **Michael Mecklenburg** die „Adoptionskonstruktion“ (S. 105) in Rudolfs Text: Nach dem gewaltsamen Tode seines Vaters wird Willehalm von Orlens von dem früheren Widersacher seines Vaters, Jofrit von Brabant, adoptiert. Mecklenburg kann zeigen, dass dieser Akt der Verwandtschaftsstiftung nicht umstandslos nach einer adligen Logik der Macht und der Dynastie funktioniert. Die im Text beschriebene Adoption hat zwar auch die Funktion, „to strengthen political ties or to secure genealogic continuity“ (S. 118), da Jofrit nun mit einem Erben und Willehalm mit Besitz und Status ausgestattet wird. Der Text aber begründet Jofrits Entscheidung damit, dass er Buße für den Tod von Willehalms Vater tun wolle. Diese Buße bezieht sich auf Jofrits „knightly reputation“ (S. 119), die beim Totschlag von Willehalms Vater gelitten hat. Hinzu kommt, dass zum Zeitpunkt der Adoption bereits alle Vasallen dem jungen Willehalm den Treueid geleistet haben, die Notwendigkeit väterlichen Schutzes für ihn also nicht mehr essentiell ist.

Mecklenburg analysiert die „strange“ (S. 120) anmutenden literarischen Motivationen der Adoptionsgeschichte und beschreibt, dass die erzählstrategische Konstruktion eines „twofold descent“ (S. 121) des Helden dazu führt, dass Willehalm verschiedene Qualitäten von seinen beiden Vätern erbt. So ist er nicht nur – wie sein Vater Willehalm – Krieger und Liebender, sondern verfügt – dank Jofrit – über Land, Status und Erziehung. Daher erscheint Willehalm als „flawless hero“ (S. 121), der widersprüchliche Qualitäten in sich vereint, genauso wie der Text die Harmonisierung von „*minne, âventiure* and *genealogy*“ (S. 116) betreibt.

Schließlich – so argumentiert Mecklenburg – diene die Adoptionsgeschichte auch dazu, „*memoria* in reference to Jofrit“ (S. 122) zu konstruieren. Willehalms Nachkomme, der den Namen des Adoptivvaters Jofrit trägt, wird zum Befreier von Jerusalem. Deshalb schreibt Mecklenburg dem *Willehalm von Orlens* auch die Funktion eines Fürstenspiegels für Konrad IV. und andere Adlige zu: „adoption is presented as a means to secure genealogical continuity and as an opportunity for social advancement“ (S. 122).

Carmen Stange betrachtet die Vater-Sohn-Konstellation im *Wigalois*: Ausgehend von der „Körpermetaphorik als Sinnbild der Verwandtschaft“ (S. 123) verfolgt sie in ihrem Beitrag **„Sît si eines lîbes waren. Vatersuche, Rollenkonflikte und Identitätsgenese im ‚Wigalois‘ Wirnts von Grafenberg“** die Identitätsformation des Titelhelden und – parallel dazu – die Identitätsveränderung seines Vaters Gawein. Dabei differenziert Stange zunächst zwischen sozialer und personaler Identität, womit unterschiedliche Perspektiven (Selbstbild vs. Fremdbild) auf das zu beschreibende Selbst verdeutlicht werden, die mit divergierenden Ansprüchen und „Rollenmodellen“ (S. 126) einhergehen können.

Drei identitäre Etappen unterscheidet Carmen Stange im *Wigalois*: die Identitätskrise, die Identitätssuche und die Identitätsstabilisierung der beiden Protagonisten. Wigalois' Abstammung von einer Fee und von einem Artusritter bedingen seine doppelte Ausbildung: Wigalois muss das Feenreich verlassen, um eine eigene Identität auszubilden, die an der seines Vaters ausgerichtet ist. Sein unzureichendes Können und defizitäres Wissen über die Artuswelt aber führen dazu, dass er seinen Vater nicht erkennt bzw. seine eigene „Position [...] in der väterlichen Sippe“ (S. 130) nicht bestimmen kann. Dies kennzeichnet Stange als Wigalois' Identitätskrise. Eine Parallele ist in der Vorgeschichte zu finden, in der Gaweins Unwissenheit über das Feenreich dazu führt, dass er Florie verliert und – ungewollt – für immer am Artushof verweilen muss.

Die Identitätssuche besteht für Wigalois in der erfolgreichen Absolvierung seiner Aventiuren. Zu Beginn manifestiere sich hier eine Kluft zwischen dem Fremdbild der arthurischen Hofgesellschaft, die Wigalois mitnichten als Artusritter ansieht, und Wigalois' Ansprüchen an sich selbst. In den Aventiuren verfestige sich jedoch seine Identität als Artusritter. Weitere Aventiuren sind notwendig, um Wigalois „von den anderen Rittern unterscheidbar“ und damit „unverwechselbar“ (S. 137) zu machen. Gaweins Identitätssuche beschreibt Stange als Konsequenz seiner – aufgrund von Flories Verlust – instabil gewordenen personalen Artusritter-Identität. Er wird vom Artusritter zum Erzieher seines unerkannten Sohnes, wobei auch diese neue Identität eine unsichere bleibt, da Gawein „in der öffentlichen Wahrnehmung der herausragende Repräsentant der Tafelrunde“ (S. 140) bleibt.

In der Phase der Identitätsstabilisierung muss Wigalois die zweite Aventiure-Serie bestehen, nach der er zum Herrscher von Korntin wird. „Mit der Befreiung Korntins und der Herrschaftsübernahme hat Gwigalois seine personale Identität bestätigt, mit der die ihm inzwischen zugeschriebene soziale Identität problemlos in Einklang gebracht werden kann.“ (S. 143) Gawein fungiert nun – nach der Offenlegung der Verwandtschaftsverhältnisse – als Wigalois' Heerführer und kann so verschiedene „Rollenanforderungen“ (S. 145) – Ritter und Vater – harmonisieren. Carmen Stange sieht in der Parallelsetzung von Vatersuche und Identitätsbildung beider Protagonisten ein narratives Modell, das den *Wigalois* strukturiere.

Der Beitrag von **Andrea Sieber**, „**Spuren der ‚Telegonie‘. Vatersuche und Vaternord in mittelalterlichen Trojaromanen**“, thematisiert die Geschichte von Telegonos, Sohn des Odysseus und Circes, wie sie in verschiedenen mittelalterlichen Trojaromanen erzählt wird. Sie endet mit einem „tragischen Vaternord“ (S. 151), da Telegonos Odysseus unerkant erschlägt. Sieber betrachtet diese Geschichte in Zusammenhang mit dem „genealogische[n] Potenzial“ (S. 151), das die Trojaromane mit ihren einzelnen Erzählsträngen hervorbringen, wurden doch einzelne Figuren und Geschichten „für einen westeuropäischen Herkunftsmythos produktiv gemacht“ (S. 153). Diesem funktionierenden Genealogie-Modell steht nun die Bedrohung durch Telegonos, „eine[n] externen und zudem dominant mütterlich geprägten Nachkommen“ (S. 154), gegenüber. Sieber beschreibt die verschiedenen Erzählstrategien, mit denen die ‚Telegonie‘ in die Trojaromane eingefügt wird. So thematisierten Odysseus’ Wissensdefizit hinsichtlich Circes Schwangerschaft wie sein prospektiver Traum den „Risikofaktor, den jeder Sohn für seinen Vater darstellt“ (S. 160). Die Geschichte diskutierte zudem die grundsätzliche Problematik von (biologischer) Vaterschaft, deren Negierung und Ersetzbarkeit sowie den „Prozess der Mannwerdung“ (S. 163), der hier an Vatersuche und Vaternord gekoppelt ist. Trotz allem, so unterstreicht Sieber, mündet die ‚Telegonie‘ in „eine genealogische Erfolgsgeschichte“ (S. 163), da mit Telegonos ein weiterer dynastischer Strang begründet wird.

Das *Buch von Troja I* zieht Sieber zu einem diachronen Vergleich der Telegonos-Geschichte heran. Sie kann zeigen, dass in dieser Bearbeitung das „Prinzip der Emotionalisierung homosozialer Bindungen“ (S. 165) dominiert und damit andere Akzentsetzungen vorgenommen werden. Schließlich wendet sich Sieber der Frage nach „inzestuöse[n], ödipale[n] Strukturen im Prozess der männlichen Sozialisation“ (S. 168) zu, wie die beiden Trojaromane sie entwerfen. Im Vergleich mit den antiken ‚Telegonien‘ wird deutlich, dass diese Aspekte in den mittelalterlichen Geschichten stark zurückgenommen bzw. ganz vermieden werden. Insgesamt sind „historisch variable Konzeptualisierungen von Vaterschaft und männlicher Machtausübung“ (S. 170) in den einzelnen Bearbeitungen zu verzeichnen.

Almudena Otero Villena fragt in ihrem Aufsatz „**Vaterschaft als Spiegelbild. Der Alte und die zwei Riesen im ‚Daniel von dem Blühenden Tal‘**“ nach der Anwendbarkeit des von LACAN beschriebenen Spiegelstadiums für die Analyse des Konzepts von Vaterschaft, das der ‚Alte vom Berg‘ im *Daniel* verkörpert. Dabei geht es ihr um die illusionäre bzw. fiktionale Qualität der Vorstellung von eigener Identität, wie sie sich in der Identifizierung mit dem Spiegelbild äußert. So zeigt sie zunächst, wie das Selbstbild des Alten, der sich als Riese sieht, von den Fremdbeschreibungen im Roman abweicht. *list* und handwerkliche *kunst* ermöglichen es dem Alten, zwei Riesen zu erschaffen, die sich als seine *kint* bezeichnen. Otero Villena legt dar, wie auf diese

Weise Verwandtschaft als ‚Fabrikation‘ (vgl. S. 181) erscheint, gleichzeitig aber auf schöpferische, quasi göttliche Kraft verweist. Weiter zeigt sie, „dass die Riesen dem idealen Selbstbild des Alten entspringen“ (S. 183), da Elemente der Vorstellung, die der Alte von sich selbst hat (z.B. körperliche Stärke und soziale Isolation), in den Figuren der Riesen wiederzufinden sind. „Die Riesen sind als *kunstwerc* ein Spiegelbild des Alten, in dem er sich selber erkennt und auch die anderen ihn sehen“ (S. 185). Dass „die Wirklichkeit der Riesen als [...] Illusion“ (S. 189) zu sehen ist, zeige die Szene, in der sie von Daniel erschlagen werden.

Einen gleichfalls psychoanalytischen Ansatz wählt **Dietmar Peschel** in „**Dreifacher Salto ödipale: König Ornit und seine Väter**“. Er zeigt, wie die Brautwerbung König Ornits in mehrfache inzestuöse Gegebenheiten und Imaginationen eingebettet ist: Nicht nur will der heidnische Herrscher seine eigene Tochter heiraten, auf die es auch Ornit abgesehen hat, sondern Ornit selbst wird in einem Kontext des Inzests situiert: Seinen Mutterbruder erwählt er zu seinem Vater, der den eigenen toten Vater ersetzen soll. Weitere Verwirrungen verwandtschaftlicher Positionen seien in der Anrede von Ornits Mutter an ihren Sohn zu verzeichnen, die ihn *vater unde hêrre, man unde kindelîn* nennt. Daraufhin trifft Ornit auf seinen Vater Alberich, der die Gestalt eines vierjährigen Kindes hat, gleichwohl aber stark, mächtig und reich ist, und der zudem seine Mutter vergewaltigt hat. Dies verschiebt Ornits genealogische Einordnung massiv, allerdings profitiert er im Folgenden von Alberichs Macht und Zauberkraft. Peschel sieht zumindest den ersten Teil dieser Thematisierung verquerer Verwandtschaftsstrukturen in Zusammenhang mit der Aufwertung patrilinear Beziehungen, die der – gleichwohl emotional ausgestalteten – Bindung zu Ornits Mutter gegenübergestellt werden.

Schließlich wendet sich Peschel der Episode zu, in welcher der schlafende Ornit von den Drachen aus seiner Rüstung gesaugt wird. Die Dracheneier, die der Heidenkönig seiner mittlerweile mit Ornit verheirateten Tochter geschickt hat, sieht Peschel „symbolisch“ (S. 211) als die Kinder des Königs mit seiner Tochter. Deshalb verortet er Ornits Tod im inzestuösen Beziehungsgeflecht des Textes. Wenn der von außen kommende Wolfdietrich dann Ornits Ehe und Herrschaft übernimmt, werden Endogamie und Inzest ausgelöscht. Allerdings bestehe in der Figur von Ornits Frau, der ehemaligen heidnischen Prinzessin, die Inzestdrohung weiter.

Während Peschel zunächst absolut überzeugend und am Text nachvollziehbar argumentiert, wird seine Argumentation dann immer assoziativer und ist oft nicht mehr am Text belegbar, etwa wenn er eine „Phantasie“ (S. 199) beschreibt, als Ornit auf seinen noch unerkannten, schlafenden Vater Alberich trifft. Diese Phantasie ist jedoch die Peschels und nicht die Ornits oder des Textes, denn eine phantastische Qualität der Szene wird nirgendwo deutlich gemacht. Peschels Interpretation bleibt an dieser Stelle rein fabulierend. An anderen Stellen mögen seine Darlegungen noch halbwegs am Text nachvoll-

ziehbar sein, etwa wenn er durch die jeweiligen Ringübergaben eine Parallele zwischen Ortnits Mutter und seiner Ehefrau konstruiert. Allerdings führt Pechels Schlussfolgerung, „dass alle Frauenfiguren im ‚Ortnit‘ Partialitäten der Mutterfigur sind“ (S. 215), zu keinerlei Erkenntnisgewinn bei der Interpretation des Textes.

In seinem Beitrag **„Vater und Sohn im *minnezeichen*. Anfang und Ende von *gender* und Genealogie in der ‚Vita‘ Heinrich Seuses“** beschäftigt sich **Johannes Keller** mit den Besonderheiten mystischen Sprechens. Er differenziert zwischen einer wörtlichen und einer geistlichen Sinnenebene der *Vita*, die verschiedene Vorstellungen von Genealogie und *gender* transportierten. Während genealogische Beziehungen schon in die Trinität „eingeschrieben“ seien, würden sie gleichzeitig „dekonstruiert“ (S. 225), da etwa alle Menschen die Position des Sohnes einnehmen und sowohl Jesus als auch Gott selbst durch männliche und weibliche Eigenschaften charakterisiert seien. Heinrichs Tätowierung *IHS* fungiere als *minnezeichen*: Nicht nur das Einritzen der Haut, sondern das Ins-Herz-Schmelzen des Gottesnamens sollen damit bezeichnet werden. Das *minnezeichen* bringe zudem ein Sprechen über die Liebe hervor, das zwischen „grammatikalisch weiblichen und männlichen Aspekten des Menschen und Gottes“ (S. 227) changiert. Auch Elsbeth Stigel, Heinrich Seuses ‚geistliche Tochter‘ (vgl. S. 217), partizipiere an der Fluktuation geschlechtlicher Zuschreibungen und Bezeichnungen, wenn sie etwa *gesell* genannt wird.

Keller beschreibt, wie in Heinrich Seuses mystischem Sprechen ein „Fließen“ (S. 229) der Kategorien von Männlichkeit und Weiblichkeit inszeniert wird. Dieses Fließen „[tendiert] auf eine *gender*-Neutralität hin“ (S. 229), so dass Gott, Heinrich und Elsbeth „sowohl männlich als auch weiblich gesehen werden können“ (S. 229). Diese Verbindung von geschlechtsspezifischen Zuschreibungen versucht Keller mit dem Konzept von Platons *chēra* („als kugelförmige Gestalt, die in sich Mann und Frau vereint“, S. 221) beschreibbar zu machen. Insgesamt geht er davon aus, dass die vom Text vorgenommene *gender*-Verwischung die Funktion habe, die *unio* zwischen Mensch und Gott zu ermöglichen und „alle Facetten des Mensch-Seins in Gott zu überführen“ (S. 232). Dies verbindet er wieder mit der *chēra*: „Im Fließen der Geschlechteridentitäten entsteht ein neues Ganzes, das in Umkehrung oder Fortsetzung des Platonischen Vorgangs als Drittes beschrieben werden kann“ (S. 233) und das gleichzeitig die Bildhaftigkeit des Textes sprengt.

Während Keller das ‚Fließen‘ von *gender* deutlich machen kann, wirkt sein Versuch, dieses Fließen theoretisch mit der *chēra* festzuschreiben, als gegenläufig zu Heinrich Seuses Text und diesem nicht adäquat. Kellers Versuch, ein geschlossenes Konzept an den Text heranzutragen, scheint mit den von ihm beschriebenen Textstrategien der Verwischung und der multiplen *gender*-Attributionen nicht kompatibel zu sein. Auch seine eigene Feststellung, dass die Bildlichkeit des Textes gesprengt werde, lässt sich besser mit einer Ver-

weigerung fester Zuordnungen vereinbaren als mit einem theoretischen Konzept, für dessen Anwendbarkeit der Text ohnehin keine greifbaren Anhaltspunkte liefert. Als weiterer Kritikpunkt ist anzuführen, dass Keller die Logik der Genealogie zugunsten der *gender*-Thematik etwas aus dem Blick verliert. Zwar beeinflussen die variablen *gender*-Zuschreibungen im mystischen Liebes-Diskurs auch die Positionen von Vater und Sohn, die ebenso changieren, doch werden die Zusammenhänge zwischen Genealogie und *gender* sowie der Bezug der Genealogie zur *chœra* nicht allzu deutlich herausgearbeitet.

Den Abschluss des Sammelbandes bildet der Beitrag von **Franziska Ziep** „**Geschlecht und Herkunft. Zur narrativen Struktur von Männlichkeit in der ‚Melusine‘ des Thüring von Ringoltingen**“. Ziep arbeitet zunächst den erzähltheoretischen Zusammenhang von Männlichkeit und Identität als narrativ strukturierten Konfigurationen (nach Walter ERHART und Paul RICŒUR) heraus. Zudem benennt sie grundlegende Komponenten mittelalterlichen Genealogieverständnisses, etwa die Funktion von Genealogie als Wissensordnung, die ebenfalls „auf narrative Prozesse der Sinnkonstruktion“ (S. 243) verweise. Auf der Grundlage dieser methodischen Vorüberlegungen geht sie der strukturellen Verbindung zwischen der Konstruktion von Männlichkeit, Verwandtschaft und Erzählmustern in der *Melusine* nach.

In ihrer differenzierten Textanalyse kann Franziska Ziep deutlich machen, wie der Text zunächst mit Raymonds Gewalttat den Ursprung einer neuen Dynastie setzt, die mit „Melusines kulturstiftende[m] Potenzial“ (S. 249) zur Blüte gelangt. Die geschlechtsspezifische Zuordnung von defizitärer Sprachmächtigkeit und unregulierter Gewalt auf der männlichen Seite sowie Zeichengebung und Sinnsetzung auf der weiblichen Seite löst der Text aber auf, so dass Melusine schließlich verschwindet und „selbst (als Wappentier) zum erzählten Zeichen der Historie wird“ (S. 251). Die nun die Handlung dominierenden Taten der männlichen Nachkommen Raymonds und Melusines sind einer anderen Erzähllogik als der der mythischen Genealogiebildung verpflichtet, ja sie „überschreiben“ diese sogar (vgl. S. 256): „Sie vertreten ein männlich dominiertes Ordnungsmodell, das der Sphäre weiblicher Dominanz entzogen ist“ (S. 253). Gewaltausübung erscheint dabei als Moment, das Genealogie zugleich hervorbringt und gefährdet. Gerade diese Ambivalenz sei es, die „konstitutiv ist für die Erzählung von Männlichkeit und zugleich zum strukturierenden Modus der *hystorie* wird“ (S. 257). Besonders die Geoffroy-Handlung markiere, wie neben der Gewaltausübung auch die Übernahme der Zeichenmacht nun vom männlichen Protagonisten nutzbar gemacht wird, um Genealogie als „Männlichkeitserzählung“ (S. 257) zu etablieren. Die mythische (weiblich geprägte) Ursprungsgeschichte um Melusine, die Geoffroy entdeckt, müsse in diesem Zusammenhang genealogisch wirkungslos bleiben, da nunmehr Männlichkeit als die erzählerische Kraft der Geschichte fungiere.

Die versammelten Beiträge des Bandes geben differenzierte Einblicke in verschiedene Konfigurationen und Funktionen der Vater-Sohn-Bindung in mittelalterlicher Literatur. Unterschiedliche Zugänge, die aufschlussreich und anregend zugleich sind, werden eröffnet. Die Zusammenstellung zeigt, dass einige Themen – wie die Gewaltsamkeit der Beziehung oder die Problematik des (Nicht-)Erkennens – häufiger in Zusammenhang mit Vätern und Söhnen auftauchen, dass aber auch ganz andere thematische Verknüpfungen – etwa mit künstlicher Erschaffung oder dem mystischen Minne-Diskurs – denkbar sind. Dass die Darstellung von Vater-Sohn-Beziehungen in der mittelalterlichen Literatur und deren Untersuchung in der Mediävistik ein Abenteuer ist, zeigt der Sammelband allemal.

Silke Winst
Lehrstuhl für Germanistische Mediävistik
Institut für Germanistik
Am Neuen Palais 10, Gebäude 5
14469 Potsdam
silwinst@compuserve.de

Wir schlagen Ihnen folgende Zitierweise für diesen Beitrag vor:
JOHANNES KELLER / MICHAEL MECKLENBURG / MATTHIAS MEYER (Hrsg.): Das Abenteuer der Genealogie: Vater-Sohn-Beziehungen im Mittelalter. Göttingen: V&R unipress 2006 (Aventiuren; Bd. 2), 262 S. 34,90 €.
Online unter:
<http://www.perspicuitas.uni-essen.de/rezens/Rezwinst.pdf>.
Eingestellt am 11.04.2007. [11 Seiten]